

Esther

Laut Navi liegen nur 107 Kilometer zwischen unserer Wohnung und dem Haus im Wald. Trotzdem braucht man für die Strecke eine Ewigkeit, weil sich das letzte Drittel durch Felder und Dörfer und Wälder windet. Seit ich die Autobahn verlassen habe, schneit es, und je näher ich meiner Schwester komme, desto langsamer geht es voran, desto weißer und einsamer wird die Landschaft.

»Soll ich mitkommen?«, hat Martin gefragt, aber das war eine rhetorische Frage. Martin ist der Begegnung mit meiner Schwester nicht gewachsen, das hat die bisherige Erfahrung ganz klar gezeigt. Es könnte mich sauer machen, dass mein Mann, dem ich bei allem unter die Arme greife und ansonsten den Rücken frei halte, mir ausgerechnet bei der größten Baustelle in meinem Leben nicht helfen kann. Aber so ist es nicht.

Ich akzeptiere diese spezielle Baustelle. Die größte. Familie ist eine Herausforderung. Vor allem, wenn es in dieser Familie ein schwarzes Schaf gibt. Wobei »schwarz« nicht so recht zu meiner aschblonden, blassen Schwester passen will. Und »Schaf« klingt verharmlosend.

Sie ist nicht direkt gefährlich, aber sie zieht die Menschen um sie herum in einen Strudel aus Chaos und Manipulation und Verwirrung. Ich weiß nicht, ob ihr das selbst überhaupt klar ist. Aber ich weiß, dass es so ist. Spätestens seit dem letzten Jahr. Seit dem Weihnachtsfest, bei dem sie ihr wahres Gesicht gezeigt hat. Und wir erkannt haben, wie labil sie wirklich ist.

»Route wird neu berechnet«, plärrt das Navi. Es ist schon das dritte Mal, dass sich unerwartete Hindernisse auftun, ein umgestürzter Baum hat die eine Straße unpassierbar gemacht, auf einer anderen hat ein Laster Ladung verloren.

Vor drei Jahren ist sie mit Robert hierhergezogen, ein mehr oder weniger glückliches Paar, das plötzlich mit der überraschenden Nachricht von einem Zehn-Zimmer-Haus im Wald um die Ecke kam. Für Martin und mich war das seltsam, weil wir selber seit Jahren darüber sprechen, warum wir uns eigentlich nicht zumindest eine Eigentumswohnung leisten können.

Meine Schwester und mein Schwager mussten sich diese Frage ganz offensichtlich nicht stellen. Ohne dass von Krediten, Tilgung oder Bankgesprächen die Rede war,

kauften sie das Haus.

»Sie hat sich in den Wald verliebt, und dann haben wir einfach zugeschlagen. Es ist natürlich ziemlich ab vom Schuss, so weit außerhalb will ja kaum jemand wohnen. Darum war das Haus auch so günstig«, sagte mein Schwager, entschuldigend beinahe. Er ließ es so klingen, als hätten sie auf dem Flohmarkt eine verrückte kleine Teekanne gekauft, die sonst niemand wollte.

Es wirkte auf mich aber immer auch so, als wollte er sagen: »Ihr würdet so ein Haus doch nicht einmal geschenkt haben wollen, so tief im Wald. Ihr wollt ja unbedingt eine Stadtwohnung mitten im Trubel.«

Nun, wir müssen im Trubel wohnen, weil wir beide berufstätig sind. Und wir haben zwar ein doppeltes Einkommen, aber in der Stadt gibt es selbst ein schmales Reihenhaus mit Garten nur für die, die reiche Eltern haben. Damit sind Martin und ich raus. Meine Schwester wäre auch raus, aber sie hat ja Robert. Und Robert kann sich nicht nur die Reihenhäuser in der Stadt leisten, sondern eben auch einen solchen Palast im Wald.

Trotzdem tut meine Schwester so, als wäre das ein riesiges Opfer, das sie bringt. Sie sagt das nicht direkt, aber sie lässt es durchklingen. Dass sie in einem Haus lebt, das für die meisten Menschen nicht attraktiv ist, weil es in der Nähe weder Kinos noch Restaurants gibt. Deswegen hat sie sich schweren Herzens erbarmt, und wegen des instabilen Netzes kann sie leider auch nicht arbeiten, so ein Mist!

In Wahrheit ist es natürlich genau umgekehrt: Nur Reiche können es sich erlauben, so zu wohnen. Aber es geht nicht nur darum, dass die wenigsten Menschen das nötige Kleingeld haben für so ein modernes Architektenhaus mit dreihundert Quadratmetern Wohnfläche, nagelneuer Küche und einigen Hektar Wald. Sondern auch darum, dass normale Menschen in der Nähe von Schule und Arbeitsstätte leben müssen.

Die angebliche Bescheidenheit dieser modernen Wald-Villa ist es, was sie in Martins und meinen Augen so dekadent macht.

Auch wenn es meinem Schwager – oder eher: meinem Ex-Schwager – geradezu unangenehm zu sein schien, konnte er nie verbergen, auf wie viel Geld er hockt. Geld, das er in den Neunzigern mit seiner Beraterfirma verdient hat und von dem Martin und ich nur träumen können, obwohl wir natürlich viel mehr arbeiten.

Warum Robert meine Schwester so gut versorgt hinterlässt, ist mir schleierhaft. Ich meine, nach vier Jahren kinderloser Ehe, in denen es keine Firma mehr gab und deshalb auch kein gemeinsames Einkommen, hätte er ihr eigentlich gar nichts zahlen müssen. »Halt dich da raus«, sagt Martin immer, »du weißt nichts Genaues.«

Das stimmt natürlich. Ich weiß nichts Genaues. Ich weiß nur, dass meine Schwester in der Villa ihres Ex-Mannes sitzt, mitten in dem Wald, in den sie sich »verliebt« hat, dass sie nicht arbeitet und keinen Stress hat und dass sie trotzdem unglücklich ist. Und

statt sich ein neues Leben aufzubauen, vergräbt sie sich noch tiefer in der Isolation, indem sie auf Technik weitgehend verzichtet, weil diese sie »unruhig« macht, wie sie sagt. Darum hat sie nach ihrem Nervenzusammenbruch letztes Jahr auch ihr Smartphone abgeschafft. Ach, und wegen der gefährlichen Strahlung, natürlich. Seitdem erreicht man sie nur noch über ihr Festnetztelefon, und selbst das fällt manchmal aus.

Das kann man schon komisch finden.

»Warum fährst du da wirklich hin?«, fragt Martin immer, aber er versteht das nicht, weil er keine Geschwister hat. Er versteht nicht, dass man sich Sorgen macht. Und auch nicht, dass es da etwas gibt, das einen zwingt, Nähe zur eigenen Familie auszuhalten, auch wenn es einem schlecht danach geht. Dass das sein muss, gerade zu Weihnachten. Dass man diese Nähe sogar selbst herbeiführt. Dass man widerwillig hinfährt, um dann zu sagen: Schön, dich zu sehen! Und: Gut siehst du aus! Und: Wir müssen unbedingt im Sommer mal, es wäre so schön, wenn wir das schaffen würden!

Auch wenn jeder einzelne Satz davon eine Lüge ist.

Sue

Es schneit da draußen.

Manchmal hört es auf damit, aber dann fängt es wieder an. Und die Tannen werden weiß und immer weißer, alles wird weiß, der ganze Wald, eiskalt und wunderschön ist es da draußen, ein Bild, das ich trinken möchte in großen, durstigen Zügen.

Der Blick aus dem Fenster ist der pure Frieden. Und hier drinnen ist es warm und gemütlich und auch wunderschön, und genauso soll es sein, denn morgen ist Weihnachten.

Ich weiß das alles deshalb so sehr zu schätzen, weil es früher anders war. Früher habe ich mich von Weihnachten packen und durch die Stresshölle und die Konsumarena schleifen lassen.

Dabei ist es so leicht. Man muss nur in die richtige Richtung blicken. In die Natur, zum Beispiel. Und in den Schnee.

Dieses Glücksgefühl, wenn ich die Tür öffne und die Kälte mir den Atem verschlägt. Dieses Glücksgefühl, mit den Stiefeln durch den harschigen Schnee zu stapfen und zu hören, wie er bricht. Dieses Glücksgefühl, danach ins warme Haus zurückzukommen und zu spüren, wie das Leben in die kalten Hände und Füße zurückkehrt.

Zu den vielen guten Dingen gehört auch die Höhenlage. Dreihundert Meter höher als vorher, in der Stadt. Jetzt spüre ich die Jahreszeiten. Im Sommer ist es warm, und im Winter liegt Schnee. So fühlt sich die Welt gleich viel richtiger an. Einem ist stets bewusst, dass die Natur bestimmte Regeln setzt, an die man sich halten muss. Dass man nicht alles selbst entscheiden kann.

Das klingt vielleicht wie eine Kleinigkeit, aber es sind ja gerade die kleinen Dinge, die wichtig sind. Oder große wie die Nadelbäume vor meinem bodentiefen Wohnzimmerfenster. Es sind überwiegend Fichten. Auf meinem Grundstück, das nahtlos in den Wald übergeht, hat der Vorbesitzer auch einige Edeltannen gepflanzt. Über solche Unterschiede habe ich mir früher gar keine Gedanken gemacht. Das hat sich verändert. Ich sehe jetzt mehr Nadelbäume als Menschen, darum denke ich mehr über Bäume als über Menschen nach.

Ich mochte Nadelbäume schon immer, aber ich wusste nie, warum.

Inzwischen weiß ich es. Tannen und Fichten sind fest und grün und ruhig. Andere Bäume sind immerfort in Bewegung, sie biegen sich im Wind, ihre Blätter flattern und rascheln ängstlich herum, und dann verändern sie sich plötzlich, geben die Blätter auf, wechseln Farbe und Form, werden trocken und hinterlassen nur diese kahlen Baumgerippe, vor denen einem gruseln könnte, wenn man ein ängstlicher Mensch wäre.

So etwas kann einem mit Nadelbäumen nicht passieren. Die sind stark und bleiben bei sich. Sie bleiben immer gleich, sie passen sich nicht an, sie bleiben stehen oder gehen unter, aber meistens bleiben sie stehen. Und sie tragen ihre duftenden grünen Nadeln mit Stolz, das ganze Jahr hindurch. Darum sehen sie auch immer gleich aus. Nur der Schnee macht einen Unterschied.

Wenn der Schnee kommt, hört man gar nichts mehr im Wald. Alle Geräusche verschluckt der Schnee, und das finde ich so schön und beruhigend.

Gestern habe ich eine Tanne von draußen ins Haus geholt. Ich habe mir Zeit gelassen, die richtige auszusuchen. Sie sollte Deckenhöhe haben, gleichmäßig gewachsen sein und schön gedrungen, das ist bei frei wachsenden Bäumen ja nicht selbstverständlich.

Ich trete in die Küche. Meine Küche ist groß und leer. Es war eine solche Erleichterung, all den Mist auszusortieren. Mein Leben war immer randvoll mit Zeug, das ich nicht brauchte, obwohl ich dachte, dass ich es brauchte. Das hätte ich eigentlich schon viel früher durchschauen müssen. Den Mechanismus kenne ich ja. Schließlich war das als Werberin jahrelang mein Beruf: Menschen dazu zu bringen, dass sie Dinge, die sie nicht brauchen, unbedingt haben wollen. Darin war ich richtig gut.

Offenbar bin ich in dieselbe Falle getappt und habe es nicht gemerkt. Geschirr für Besucher, die ich nie wirklich empfangen wollte. Milchaufschäumer und Mikrowelle, Dampfgarer und Reiskocher, obwohl ein einfacher Topf eigentlich reicht. Klamotten für die absurdesten Gelegenheiten. Handtaschen und Schuhe, die für genau die eine Kombination genau dieser Klamotten passten, für die es dann wiederum passende Ohrringe gab. All diesen überflüssigen Mist, der nur Platz wegnimmt und Staub fängt, habe ich der Caritas gegeben.

Ich will nichts Altes mehr. Ich will etwas Neues. Ich weiß nur noch nicht, was.

Es gilt ja als große Tugend, wenn man Ziele hat und sie benennen kann. Bei jedem Bewerbungs- und Mitarbeitergespräch wurde ich gefragt: Wo sehen Sie sich in einem Jahr? In fünf Jahren? In zehn? Ich habe immer gut geantwortet, weil ich wusste, was ich wollte. Immer. Ganz genau. Das war mein Kompass.

Jetzt könnte ich eine solche Antwort nicht mehr geben. Weil ich es nicht weiß. Ich habe keine Ahnung, wo und vor allem wer ich in einem Jahr sein will. Und ich finde es